

Nathanael Riemer (Hg.): Einführungen in die Materiellen Kulturen des Judentums (=Jüdische Kultur. Studien zur Geistesgeschichte, Religion und Literatur, Bd.31). Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2016, 261S., 29.80€.

Der vorliegende Sammelband, der sich mit Aspekten materieller Kulturen des Judentums beschäftigt, geht auf eine Ringvorlesung am Institut für Jüdische Studien und Religionswissenschaft an der Universität Potsdam von 2014 zurück. Er versammelt die dort gehaltenen Vorträge und ist mit einer kurzen Einführung versehen. Diese konstatiert die bisherige Vernachlässigung materieller Kultur in den Jüdischen Studien und betont unter anderem die zentrale Bedeutung materieller Dinge, wie zum Beispiel koschere Schreibfeder, Tinte, Pergament, ohne die die Produktion ritueller Texte unmöglich wäre. Die Beiträge konzentrieren sich auf das deutsche Landjudentum zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert, wobei einige Beiträge ihrem Gegenstand bis ins 20. Jahrhundert folgen. Die einzelnen Aufsätze bieten vor allem Einblicke in die Materialität religiöser Lebensfelder und Objekte wie dem Ritualbad, Torah-Wickelbändern, Objekten in der Synagoge oder den Genisot, Friedhöfen, synagogaler Musik und allgemein jüdischen Kultusobjekten.

Nur die Beiträge von Nathanael Riemer zum jüdischen Haus und Michaela Schmölz-Häberlein zum Warenangebot jüdischer Händler gehen stärker auf lebensweltliche Objekte ein. Schmölz-Häberlein zeigt in ihrem Beitrag, wie Dinge

¹⁶ Didi-Huberman, Bilder trotz allem, S. 15.

des täglichen Bedarfs oder modische Accessoires, die Juden auf dem Land im fränkischen Raum vertrieben, jüdischen wie nichtjüdischen Kunden als Distinktionsobjekte dienten. Riemer fragt in seinem Beitrag danach, was ein Wohngebäude zu einem „jüdischen Haus“ machte, ob es materielle Aspekte gab, die es als jüdisch hervorhoben. Trotz einer Reihe spannender Fragen, die der Beitrag aufwirft, kann er aber aufgrund der für die Vormoderne lückenhaften Quellenlage keine definitive Antwort darauf geben. Aufschlussreich ist allerdings die Erkenntnis, dass feste Laubhüttenkonstruktionen im süddeutschen Raum, „jüdische Häuser“ von anderen unterschieden. Während in einer einfacheren Variante einige Dachziegel entfernt wurden, um den Dachboden zur Sukkah zu machen, wurde, laut Riemer, vor allem in Mittelschwaben und Hessen eine typisch jüdische Hausform mit sogenanntem „Sukkah-Giebel“ entwickelt. Bei diesen Zwerchgiebeln konnten die Dachteile mit Scharnierkonstruktionen und Seilzügen aufgeklappt werden. Dies widerspricht älteren Annahmen, nach denen es der Bauform nach keine spezifisch jüdischen Wohnhäuser gab.

Katrin Keßler thematisiert in ihrem Beitrag vor allem Konstruktionen und Praktiken jenseits der klassischen Mikwe, die aufgrund ihrer steinernen Materialität bis heute existiert. Sie zeigt dabei die Vielfalt der Möglichkeiten auf, mit denen rituellen Geboten nachgekommen werden konnte. Dazu gehörten zum Beispiel Flussmikwen, wie die an der Redwitz in Fürth, wo im frühen 19. Jahrhundert eine Holzkonstruktion mit Badekästen errichtet worden war. Allerdings sind solche Objekte wie auch andere bewegliche Dinge, die in Mikwen genutzt wurden, nur noch in Beschreibungen oder zeitgenössischen Abbildungen erhalten. Ulrich Knufinke nimmt mit der Synagoge einen weiteren rituell konnotierten Ort in den Blick und fragt nach der Ordnung und Funktion von Dingen in der Synagoge, die gleichzeitig ein Raum der Handlung war. Dabei entsprach die „Disposition [der ‚Dinge‘] im Raum [...] ihrer jeweiligen Funktion im Rahmen dieser Handlungen“ (S. 171). Funde in Genisot, die Andreas Lehnardt behandelt, und jüdische Friedhöfe und deren Materialität, die Nathanja Hüttenmeister beschreibt, beleuchten weitere Objekte, die jüdischen Orten konkret zugeordnet werden können.

Räumlich mobilere Objekte betrachtet dagegen Felicitas Heimann-Jelinek, die nach der mehrschichtigen Bedeutung von jüdischen Kultobjekten wie Besamim-Behältern, Seder-Tellern oder Torah-Schildern fragt. Heimann-Jelinek geht dabei vor allem den verschiedenen Identifikationszeichen nach, die einerseits die Zugehörigkeit des Objekts zum Judentum anzeigen, andererseits aber

eben auch, z.B. durch die Verwendung bestimmter Formen und Materialien, auf die Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft verweisen. Diese materiellen Objekte machen so die Schnittstellen zwischen jüdischer und Umgebungskultur sichtbar. Mit einem spezifischen Objekt, den Torah-Wickelbändern, beschäftigt sich der Aufsatz von Linda Wiesner und Annette Weber, in dem nach der Biographie des Objekts und dem damit einhergehenden Handlungszusammenhang gefragt und konstatiert wird, dass es keine Trennung zwischen der materiellen und der immateriellen Sphäre solcher Objekte geben kann. Im konkreten Fall bieten die Torah-Wickelbänder die Möglichkeit, ein Bild der Frömmigkeit und lokaler und regionaler religiöser Bräuche und Traditionen des Landjudentums nachzuzeichnen. Mit ihrem Beitrag zu synagogaler Musik greift Martha Stellmacher die Verbindung von Materialität und sozialer Praxis auf, indem sie einerseits die Mittel zur Klangerzeugung und andererseits die materielle Verkörperung von Musik in Notenheften und Tonträgern beleuchtet.

Die Beiträge machen in ihrer Vielfalt deutlich, wie fruchtbar der Ansatz der materiellen Kultur, sei es aus historischer oder anthropologischer Sicht, auch für die Jüdischen Studien ist. Insgesamt bietet der Band viele interessante Anregungen für die Beschäftigung mit bislang wenig genutzten Quellen der materiellen jüdischen Kultur, auch wenn manche Beiträge eher einen Überblick und eine Aufzählung von Objekten bieten als eine Diskussion und Analyse der Frage, welche neuen Erkenntnisse das Studium dieser Objekte für die Jüdischen Studien oder die jüdische Geschichte bereithalten könnte. Hier wird deutlich, wo die Gefahren des Ansatzes liegen, wenn nur beschreibend vorgegangen wird, ohne explizit zu fragen, wie solche Objekte konkret genutzt wurden und welche neuen Erkenntnisse über das jüdische Alltagsleben sie uns liefern können.

Auch der Schwerpunkt des Landjudentums ist aufgrund der bisherigen Vernachlässigung in der Forschung sicher gut gewählt. Allerdings kann es nicht zielführend sein, diese scharf vom Studium anderer jüdischer Bevölkerungsgruppen abzugrenzen, da zu „schriftstellernden Intellektuellen, gelehrten Rabbinern und reichen Hoffaktoren und Industriellen“ (S. 2) zwar unzweifelhaft mehr historische Studien vorliegen, neue theoretisch gesättigte Studien zur materiellen Kultur dieser Bevölkerungsgruppen aber ebenfalls kaum darunter sind.

Cornelia Aust, Mainz